

Igor Schestkow "Am Strand"

Die Siedlung Maly Utrisch erlebte Perestroika und Glasnost wie das übrige Land. Das bedeutete in der Praxis, dass die Fischereigenossenschaft keine Subventionen mehr aus dem Zentrum erhielt und schrumpfte. Es gab so wenig Fisch im schwer verschmutzten Schwarzen Meer, dass der Fang und die Weiterverarbeitung seit langem unrentabel waren. In der kleinen, malerischen Bucht mit dem unnatürlich hellgrünen Wasser rosteten drei Genossenschaftsschiffe still vor sich hin, die alte Fischfabrik war geschlossen.

Die auf die „neue Freiheit“ völlig unvorbereitete Bevölkerung wurde sich selbst überlassen. Manche Bewohner brachen auf, um irgendwo Geld zu verdienen, andere fingen an zu saufen. Einige vermieteten ihre Bungalows an die wenigen Reisenden, die gekommen waren, angelockt von den leeren Stränden und der schönen bergigen Landschaft.

Meine Freunde hatten dort zwei kleine Zimmer gemietet. Auf der dazu gehörenden winzigen Veranda fand ich einen kostenlosen Unterschlupf. Bezahlen konnte ich nicht. Es hatte kaum für das Flugticket gereicht. Schon seit ein paar Monaten kam ich nicht aus meiner seelischen Krise heraus. Ich hatte den Kontakt zu den mir nahestehenden Menschen verloren. War arbeitslos. Ich wollte bis zum Überdruß im Schwarzen Meer baden und von einem der fantastischen Felsen mit dem Kopf nach unten springen und so mein Leben beenden.

Sergeis Cousine, die Friseurin Ljalka, hatte ungefähr anderthalb Kilometer von unserer Siedlung entfernt ihr Zelt aufgeschlagen. Beim Wasserfall.

Meine Freunde und ich lagen wie Seelöwen am weitläufigen Kieselstrand und sonnten uns. Wir badeten nackt und sprachen über das Schicksal Russlands und über den Rest der Welt. Ljalka hatte lange Beine und eine große schön geformte Brust, die sie erfolgreich zur Schau stellte. Ich entschied mich sie anzubaggern.

Mein Plan war einfach: drei Tage zum Flirten (damals „Veilchen“ genannt) und drei Tage für intensiven Sex ohne Konsequenzen. Am siebten Tag musste Ljalka, Gott sei Dank, abfahren. Und danach wollte ich alles vergessen.

Die drei Tage des Veilchens waren schnell verflogen. Ljalka senkte in meiner Anwesenheit kokett die Augen, seufzte träumerisch und streckte ihre Brust noch

weiter raus. Am Ende des dritten Tages, am Abend, kam ich mit Wein und Obst in der Tasche zu Ljalkas Zelt.

Alles lief wie geschmiert. Wir tranken und aßen. Ich spann etwas. Bedeutsam und leidenschaftlich schaute ich in ihre kleinen grauen Augen. Im Innersten war ich mit mir unzufrieden. Anstatt ernsthaft nachzudenken, wie ich weiterleben sollte, suchte ich, wie im Märchen, dort Schutz, wo man sich nur verlieren kann, bei Mädchen, unter dem Rock.

Wir hockten uns auf Türkenart gegenüber, auf zwei Luftmatratzen. Ljalka kicherte. Nachdem ich ihre Brust berührt hatte, sagte sie: „Ach, Dima, was macht du?!“ Ich küsste sie auf den Mund. Umarmte sie. Wir begannen uns auszuziehen. Und dann...

Plötzlich verlor sie das Bewusstsein, hing in meinen Armen.

Es war eine leichte Ohnmacht, die nach einer Minute wieder vorbei war. Ich bastelte aus der Luftmatratze einen Sessel, setzte Ljalka darauf, legte ihr eine Sommerjacke um die Schultern und bot ihr etwas Rotwein an. Sie schluchzte kurz auf, schaute beunruhigt in die nächtliche Dunkelheit. Ich hörte, wie ihre klappernden Zähne an das Glas klopfen. Meine leichtsinnige Freundin mit den langen Beinen war in Panik, sie fürchtete sich gewaltig.

Ich verstand das alles nicht! Was hatte ihr so eine Angst eingejagt? Vor uns erstreckte sich das ruhige Meer, hinter uns der steile Berg. Von da konnte niemand herabsteigen. Es sei denn ein verirrter Schakal. In der Nähe gab es dutzende Zelte mit intelligenten hilfsbereiten Menschen.

Ljalka zitterte, ergriff beim kleinsten Geräusch angstvoll meine Hand. Sie flehte mich an, sie nicht allein zu lassen. Nach dem gelungenen dreitägigen Auftakt bedauerte ich diese Wendung. Ohnmacht und blöde Tränen anstatt Liebe! Zugleich war ich neugierig. Ich erklärte ihr, dass ich bleiben werde, wenn sie mir ehrlich erzählen würde, was sie so erschreckt hat. Allmählich wurde Ljalka gesprächig. Es zeigte sich, dass ihre Angst mystischen Ursprungs war. Ljalka fürchtete sich vor einem kleinen, aber stämmigen „schwarzen Mann“, der ihr schon mehrmals erschienen war. Vor seinem Auftauchen kam sie immer in einen besonderen psychischen Zustand, den Ljalka angeblich gerade in dem Moment empfunden hatte, als wir bereit waren, Sex zu machen.

Vielleicht lügt sie, spielt mir was vor, dachte ich, oder befürchtet schwanger zu werden. Die Zukunft sollte zeigen, dass dem nicht so war. Ljalka war dem Sex nicht abgeneigt, wenn auch auf eine seltsame Weise (die Einzelheiten sind uninteressant). Nein, hier war die Sache ernster. Ljalka hatte wirklich Angst, wie Mozart, vor dem schwarzen Mann.

Vor acht Monaten hatte es begonnen.

In der Wohnung, wo sie mit ihrer Mutter lebte. Den ganzen Abend saßen sie vor dem Fernseher. Später ist Ljalka in ihr Zimmer gegangen, um zu schlafen. Sie setzte sich auf den Hocker vor die dreiteilige Spiegelkommode. Und empfand aus heiterem Himmel ein noch nie erlebtes seltsames Gefühl, eine Vorahnung: Gleich wird etwas Unnatürliches geschehen. Etwas Widerwärtiges.

Ihr Herz ist vor Schreck stehen geblieben, durch die Wand ihres Zimmers erschien ein schwarzer Mensch.

Sie sagte, ein „schwarz gekleideter“, braun gebrannter, mittelblondes Haar, klein, muskulöse Statur, um die dreißig, sehr frech. Er trat direkt aus der Wand heraus, schüttelte sich wie ein Hund und schaute ihr direkt in die Augen. „Asasello“, hätte jeder intelligente Moskauer meiner Generation gesagt, aber Ljalka gehörte schon zur nächsten Generation, die Bulgakow nicht gelesen hatte, sie erkannte ihren Gast nicht. Er sagte: „Also, grüß dich, Ljaletschka! Freut mich, dich kennen zu lernen!“

Er stellte sich nicht vor, fing aber sogleich an, „wie ein Gockel“ im Schlafzimmer umher zu stolzieren. Trat hautnah an sie heran, zwickte sie mit kalten Fingern in den Po, so, dass es weh tat, und rülpste laut. Es roch sofort nach Mäusen. Ljalka war einer Ohnmacht nahe. Und er zeigte seine Zähne, die sich plötzlich in Hundezähne verwandelten. Er knurrte sie an. Ljalka versteinerte. Er schloss seinen Rachen, kicherte, murmelte wie im Wahnsinn: „Affen, Affen, Affen, mit allen der Reihe nach schlafen, Eisen, Eisen, Eisen, alle scheißen oder beißen, Wäldchen, Bäche, Hündin rot, Klümpchen, Blümchen – wieder Kot! Sieben Blätter, Konfitüre – Sommer, Sonntag, schwarze Türe.“

Danach säuselte er: „Trapp, trapp, trapp, ich grabe meine Süße aus dem Grab! Ich werde sie kopfunter stellen! Was für nette Bagatellen!“

Der schwarze Mann stand auf den Händen und wackelte obszön mit seinem Hinterteil. Bleckte seine Hundezähne. Dann sprang er wieder auf die Füße, furzte laut, zerschlug

die geliebte Kristallvase, die auf der Kommode stand, und verschwand wieder durch die Wand.

Vom Lärm aufgeschreckt, erschien Ljalkas Mutter.

Bestürzt erblickte sie die Kristallscherben am Boden und schimpfte los. Ljalka besaß genug Verstand, um über den Besuch des schwarzen Gastes kein Wort zu verlieren. In dieser Nacht blieb sie wach, sie befürchtete, dass er wieder erscheinen könnte, erst am hellen Morgen schlief sie ein. Dann war ein paar Wochen alles wie immer. Sie ging zur Arbeit in den Frisiersalon, traf sich mit ihrem Lieblingskunden, schlief mit ihm, alles wie üblich.

Ljalka dachte, der Spuk sei vorbei.

Als sie eines Abends spät mit der Metro nach Hause fuhr, war außer ihr niemand im Waggon. Wieder überkam sie das seltsame Gefühl: Ihr Rücken wurde kalt, sie bekam eine Gänsehaut. Gleichzeitig empfand sie im ganzen Körper eine angenehme, erotische Mattigkeit, das erschreckte sie noch mehr.

Wie Furcht erregend es ist, allein in der Metro zu fahren.

Oben herrscht tiefe Nacht, und du bist unter der Erde, einsam im unheimlichen Rumpelwagen mit dieser unabwendbaren Vorahnung im Kopf.

Und ihr schwarzer Mann rollte schon wie ein schwarzes Rad zwischen den Sitzreihen entlang. Auf und ab, hin und her. Er rollte auf Ljalka zu. Stellte sich auf die Beine und näherte sein Gesicht ganz nah dem ihren, zeigte seine unwahrscheinlich lange Hundezunge und leckte ihre Lippen. Er stöhnte: „Ljaletschka, meine Liebe, magst du es, wenn ich dich lieblose?“

Er leckte ihr den Hals. Wie das Schneiden einer Klinge, so empfand Ljalka es und zitterte. Und er öffnete sein Maul, zeigte seine Eckzähne. Er brüllte, dann knurrte und zischte er. Der schwarze Mann machte große Augen und kämmte mit seinen langen dunklen Klauen seine Elvis-Tolle und röhnte: „Du schneidest mein Haar schlecht, du Nutte!“

Er hatte sich plötzlich in einen kleinen Gorbatschow verwandelt, nahm dessen Positur ein und sagte belehrend mit der Stimme des Generalsekretärs: „Man muss klären, Ljaletschka, was wir mit dem Kätzchen tun werden! Vielleicht ertränken wir es wie Gerasim seine Mumu.“

Dann jaulte er etwas nach Rock-and-Roll-Art, schlüpfte in seine gewöhnliche Gestalt und fuhr auf seinen Geisterrollen in die andere Ecke des Waggons. Setzte sich dort auf einen Sitz. Ljalka wollte ihn nicht beobachten, aber sie konnte ihren Blick einfach nicht von ihm abwenden. Der schwarze Mann machte etwas Unverständliches. Er holte einen eingewickelten Klumpen aus der Anzugtasche. Öffnete vorsichtig die Hülle. Darin war etwas Rotes. Es schien flüssig zu sein. Er begann mit Appetit daran zu lecken wie an einem Sahneeis. Dann machte er Bewegungen, als ob er eine Apfelsine schälen würde. Ljalka hörte wie in einem Alptraum leises Kinderweinen und klagendes Miauen. Sie verlor das Bewusstsein.

Als sie wieder zu sich kam, war weit und breit keine Spur vom schwarzen Mann. Der Zug erreichte in wenigen Minuten ihre Station. Sie musste aussteigen. Ljalka ging durch den Wagen zu der Stelle, wo er gegessen hatte. Auf dem Sitz lag eine zerrissene Kinderwindel mit Spuren von Blut. Auf ihr lag ein Kätzchen mit abgezogenem Fell. Es schaute Ljalka an. Und lächelte makaber. Ljalka rannte nach Hause, als ob sie verfolgt würde.

Ihr Hals schmerzte noch lange. Dort, wo er geleckert hatte, blieb ein roter Streifen. In den Nächten schien es Ljalka, dass unter ihrem Bett das Kätzchen miaut und lacht wie ein Kind.

Der schwarze Mensch erschien Ljalka noch fünfmal, bevor sie um Hilfe bat. Sie erzählte alles der Mutter. Ehrlich und gnadenlos. Die Mutter erzählte es dem Popen. Der gab ihr ein Fläschchen mit Weihwasser und riet ihr, mit der Tochter zu ihm zu kommen, um zu beichten und das Abendmahl zu empfangen. Ljalka glaubte nicht an Gott, sie ging nicht zum Popen, bespritzte jedoch ihre ganze Wohnung mit dem Weihwasser und vereinbarte mit der Mutter, dass sie, wenn der schwarze Mann erneut erscheint, an die Wand zu ihrem Zimmer klopfen werde.

Nach einer Woche, am Morgen, hörte Ljalka plötzlich unnatürlich lautes Miauen. Erschrak und verstand – jetzt wird er gleich da sein. Hysterisch klopfte sie an die Wand. Die Mutter kam sofort, in den Händen ihre Ikone aus Papier, die Serafim Sarowski darstellte, und das Fläschchen mit dem Rest Weihwasser. Der schwarze Mensch trat gelassen und ohne Hast aus der Wand. Die Mutter erstarrte. Dann streckte sie ihm den heiligen Sarowski wehrhaft wie eine Panzermündung entgegen und versuchte etwas zu sagen.

Der schwarze Mann riss ihr die Ikone aus den Händen, schaute das Bild des Heiligen höhnisch an, spuckte darauf und warf es zynisch aus dem Fenster. Dann durchbohrte er die Mutter mit seinem Blick, legte ihr die Hand auf die Brust und flüsterte Unheilverkündendes. Sofort fühlte sich die Frau elend. Langsam sank sie auf den Fußboden, lag hilflos gekrümmt auf der Seite und verlor die Besinnung. Ljalka lief aus dem Zimmer und rief die Rettung an. Zitternd vor Angst kehrte sie zurück zu ihrer Mutter – der schwarze Mensch hatte nicht daran gedacht zu verschwinden. Er saß auf der liegenden Frau. Danach hüpfte er wie ein Ball herum. Und lachte widerlich. Zeigte den Hunderachen und die rote lange Zunge. Sang spöttisch mit Falsett-Stimme: „Die Katze hat das Kätzchen verlassen, es könnte sich jetzt mit jedem einlassen!“ Er drehte sich wie eine Spindel. Entriss der verkrampften Hand der Mutter das Fläschchen, trank rasch das Weihwasser aus, sprang zu Ljalka, grapschte ihr in den Schritt und bat beschwörend: „Schenk mir, du Kleine, dein Menstruationsblut!“ Wie ein Fakir nahm er aus seiner Tasche ein Glas. Sie fühlte wie das Blut aus ihrer Vagina floss, ihren Slip durchtränkte und auf den Boden tropfte. Der schwarze Teufel stellte das Glas darunter.

In diesem Moment klingelte es. Der Arzt!

Ljalka rannte zur Tür. Und dann ins Badezimmer. Als sie von dort zurückkam, kümmerten sich der Arzt und eine Krankenschwester gerade um die am Boden liegende Mutter. Der schwarze Mann war verschwunden. Das achteckige mit Blut beschmutzte Glas stand auf der Spiegelkommode.

Natürlich, konnte ich nicht überprüfen, ob Ljalka gelogen hatte. Ihre Schilderung schien mir aber glaubwürdig zu sein, zu charakteristisch waren die Einzelheiten. Später fragte ich Sergei, ob seine Tante, die Mutter von Ljalka, vor ein paar Monaten einen Herzanfall gehabt hatte. Er antwortete mir, dass es sich nicht um einen harmlosen Anfall gehandelt hatte, sondern um einen schweren Infarkt, dessen unangenehmen Folgen bis heute wirksam sind. Ich erfuhr auch noch, dass Ljalka beim Psychiater gewesen war. Der hatte sie für gesund befunden, psychisch nicht labil, nur schreckhaft.

Ljalka beendete ihre Erzählung mit der Behauptung, dass der schwarze Mann sie eine Woche vor ihrer Abreise nach Utrisch zum letzten Mal besucht hatte. Während meiner

Anwesenheit hat er es nicht gewagt zu erscheinen. Ljalka ist ruhig eingeschlafen. Ich bin nach Hause gegangen.

Die Nacht war windstill, warm, sehr dunkel. Der Mond hielt sich versteckt, Sterne waren nicht zu sehen, dichter Nebel lag über dem Ufer. Man konnte sich nur sehr vorsichtig fortbewegen. Links lag das Meer. Rechts stand die dunkle Felswand. Ich ging langsam und dachte an Ljalka und an ihren Dämon. Die Kieselsteinchen knirschten unter meinen Füßen.

Bald stieg mir ein bekannter ekelhafter Gestank in die Nase. Er stammte von dem toten Delphin, den der Sturm vor zwei Wochen auf den Küstenfelsen geworfen hatte. Hier, unweit vom Delphin, musste mein Weg nach rechts abbiegen, zu einem engen Pfad aufsteigen, der direkt zur Siedlungsstraße führte. Bereits an die Dunkelheit gewöhnt, sah ich den hellen Pfad, aber da war ein seltsamer schwarzer Fleck, genau dort, wo er in keiner Weise sein konnte. Ich ging weiter, die Hände ausgestreckt. Dann bin ich an etwas gestoßen, ich verstand, dass vor mir ein Mensch steht. Im Durchgang zwischen den Felsen.

Ich fragte dumm: „Wer sind Sie?“

Er antwortete nicht. Neben ihm leuchtete eine kleine rote Glut in Kopfhöhe – der Mensch rauchte. Beim Ausatmen blies er mir den Rauch ins Gesicht. Er roch schwefelig!

„Du, Bursche“, sagte er mir mit der Stimme eines Bootsmannes, der einen jungen Seemann belehren will, „steck deine Nase nicht in diese Sache! Verstanden?“

„Verstanden?“, wiederholte er.

Dabei schlug er mich in den Bauch. Ich rang nach Luft und bog mich vor Schmerz. Dann versuchte ich, ihn ins Gesicht zu schlagen, aber meine Faust durchbohrte nur die Dunkelheit. Niemand war vor mir. Der Weg war frei. Am nächsten Tag kam ich zu Ljalka. Sie sonnte sich und rauchte eine Zigarette. Ich legte mich zu ihr.

„Wie geht es?“

„Alles in Ordnung.“

Ich erzählte ihr nichts über mein nächtliches Treffen, ich wollte ihren Wahnsinn nicht unterstützen. Ich war auch nicht hundertprozentig davon überzeugt, dass es ihr und nicht mein schwarzer Mensch gewesen war. Stattdessen begann ich Ljalka auszufragen, wie ihr Leben vor dem Erscheinen des schwarzen Menschen verlaufen

war. Sie verstand nicht, was ich meinte. Ich erklärte ihr, dass Besuche des Teufels eine Strafe für etwas seien. Ljalka dachte lange nach, konnte sich jedoch an keine schlechte Tat erinnern. Dann habe ich die Rolle eines Pfaffen übernommen. Nach einem kurzen Verhör stellte sich heraus, dass Ljalka einen Monat vor der ersten Erscheinung ihre Leibesfrucht abgetrieben hatte, weil sie „keine Windeln waschen wollte“. Den Abort hatte sie nicht bereut, er war so gut wie vergessen. Ich versuchte ihr zu erklären, dass höhere Kräfte existieren könnten, die das Leben der Menschheit bestimmen würden. Ihr Kind hätte vielleicht Nachkommen hinterlassen, die nach zehn oder mehr Generationen den Erlöser der Welt geboren hätten. Und jetzt war die Silberkette zerrissen, die Welt würde verkommen, weil Friseurin Ljalka „keine Windeln waschen wollte“. Den höchsten Kräften ist das unangenehm und so haben sie aufgehört, Ljalka vor den Einflüssen der Kräfte, die negativ für den Menschen sind, zu schützen. Vor jenen Kräften, die wir „Hölle“ nennen. Ljalka nahm meine Argumente nicht ernst. Sie lachte dümmlich. Ich dachte, warum nur stecke ich in alles meine Nase. Belaste fremde Menschen mit närrischen Erklärungen und Belehrungen. Selber kann ich nicht vernünftig leben und andere unterrichte ich. Ich verabschiedete mich und ging weg. Aber am Abend kam ich wieder.

Nach zwei Tagen ist Ljalka abgefahren. Danach Sergei und seine Freunde. Ich blieb allein in der Veranda. Sonnte mich, schwamm, führte laute Selbstgespräche. Ich kletterte auf die Felsen, schaute in den Abgrund, experimentierte. Den Sprung schaffte ich nicht.

Ich habe auch einer anderen Versuchung nicht nachgegeben. Am Strand erschienen drei junge Frauen. Sie waren auf Männerfang. Jeden Tag saßen sie an derselben Stelle. Ohne Badeanzug, die Beine ungeniert von sich gespreizt, demonstrativ vom Meer abgewandt. Auf den Steinen neben ihnen saß ein bekleideter Mann, trotz der Hitze im schwarzen Anzug. Er hatte immer eine qualmende Zigarette im Mund. Ob er der Mann ist, der mit mir wie ein Bootsmann sprach? Daran dachte ich immer, wenn ich an dieser Gruppe vorbeiging. Der schwarze Anzug verbeugte sich vor mir, grüßte mich. Und lächelte ekelhaft dabei, nicht mit den Lippen, sondern mit dem Kiefer. Die Frauen waren nicht jung und nicht alt, genau richtig. Alle drei rothaarig. Jedes Mal warfen sie mir freche Blicke, wie Blitze, zu. In ihnen lag Herausforderung. Ich hielt Abstand.

Nicht, weil mich moralische Prinzipien abhielten, die gab es bei mir nicht. Ich wollte einfach in keine neue Geschichte geraten, die von Ljalka reichte mir völlig.

Vielleicht schickten mir deswegen die schon bekannten höheren Kräfte ein Geschenk. Anfang September erschien Albina am Strand, ein nettes Mädchen, dreiundzwanzig Jahre alt, mit behaarten Beinen. Wir haben uns natürlich kennen gelernt. Dann wuchsen Veilchen ohne Ende.

Jeden Tag saßen wir nackt nebeneinander am Ufer. Schwatzten und liebkosten uns. Sahen auf die langsam am Horizont vorbeiziehenden Schiffe und warfen Steinchen in das Meer. Albina erzählte mir über ihr Studium, ich flocht etwas über mein Moskauer Leben ein. Habe ihr nicht verborgen, dass ich verheiratet bin und dass ich wahrscheinlich aus der UdSSR weggehen werde. Wir schwammen im Meer, tauchten wie Amphibien, setzten unsere Liebkosungen in der dunkelgrünen Tiefe des Meeres fort wie in einem riesigen Smaragd. Wir rieben unsere Rücken aneinander, umarmten uns, streichelten einander die Füße, ich küsste ihre von der Kälte verhärteten Brustwarzen.

Unsere erste gemeinsame Nacht verbrachten wir in ihrem Zelt. Wir lagen bekleidet auf dem Holzboden, zugedeckt mit Wattedecken. Albina schlief ein, und ich schaute lange in die Sterne, die durch den offenen Teil des Zeltes gut sichtbar waren. Die bodenlose Tiefe, die weltweite Leere sah mich mit ihrem riesigen schwarzen Auge an, auf dessen Saphirpupille leuchtende Perlen verstreut waren. Ich fühlte ihr Alter, ihre Gleichgültigkeit. Mir war wohliger zumute. Ich lächelte dem Firmament zu.